Neue Zürcher Zeitung

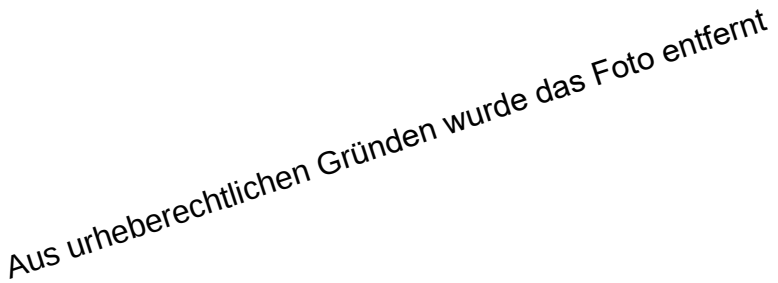
GASTKOMMENTAR

Die Karibik ist das Paradies auf Erden und zugleich der Albtraum der Welt

Wer die Erde für einen Garten Eden hält, wird in der Karibik genauso fündig werden wie jener, dem das Dasein eine Hölle ist. Der Schönheit der Natur steht eine Tradition von Armut und Gewalt entgegen, welche die Menschen oft verzweifeln lässt. Trost aber finden alle in der Kultur.

Hans Christoph Buch

03.08.2021, 05.30 Uhr



Regierungstreue Anti-Anti-Castro-Regime-Proteste in Havanna, 17. Juli.

Eliana Aponte / AP

«Es una maravilla» – ein wahres Wunder! So emphatisch schilderte Christoph Kolumbus den ersten Landgang in Haiti, das er wegen der vermeintlichen Ähnlichkeit mit Spanien Hispaniola nannte. Er glaubte sich ins Paradies versetzt von dem, was er sah: nackte freundliche Menschen, Goldkörner in den Flüssen, nach denen sich keiner bückte, weil sie wertlos waren, blühende Landschaften und ewiger Frühling. Innerhalb nur einer Generation waren die Ureinwohner durch Gewalt und Krankheit fast ausgerottet, und 500 Jahre später bezeichnete der Schriftsteller Herbert Gold, der Graham Greene bei Recherchen zu dem Roman «The Comedians»

begleitete, Haiti als besten Albtraum der Welt: the «Best Nightmare on Earth».

Zwischen diesen beiden Polen, zwischen Himmel und Hölle, Perle der Antillen oder Voodoo-Horrorkabinett, schwankt die Wahrnehmung Haitis und der Karibik, seit der Dominikanermönch Las Casas vor Karl V. für die Rechte der Indios eintrat. Zur Abhilfe schlug er die Einfuhr afrikanischer Sklaven vor und löste damit ungewollt eine Tragödie aus, deren Spätfolgen bis heute spürbar sind. Die Karibik, wo die nordamerikanische Kontinentalplatte auf die atlantische trifft, war stets eine Katastrophenregion: 1902 forderte ein Vulkanausbruch auf Martinique 30 000 Tote, und zehnmal so viele Menschen kamen in Haiti beim Erdbeben im Januar 2010 ums Leben. Hurrikane mit sintflutartigen Regen suchen die Inseln regelmässig heim, und gar das Aussterben der Saurier soll hier begonnen haben mit dem Aufprall eines Meteors bei der Halbinsel Yucatán, dessen Fallout der ganzen Welt die Sonne verdunkelte.

Ende der Herrlichkeit

«Haiti hat so schon genug Probleme», pflegte meine Tante Jeanne zu sagen, Tochter einer Kreolin und des deutschen Apothekers von Port-au-Prince: «Jetzt lastet man uns noch das Aussterben der Saurier an. Dabei habe ich die Viecher nie gemocht!»

Zu ihrer Zeit ging Jeanne sonntags noch zur Kirche, ohne Angst, von Kidnappern entführt und ermordet zu werden, wie es in Haiti, wo sich kaum noch jemand auf die Strasse traut, jetzt an der Tagesordnung ist. An Wochenenden reiste sie mit dem Hapag-Lloyd-Dampfer zum Shopping nach Havanna, wo es elegante Kaufhäuser, Kinopaläste und Konzertsäle gab. Castros Revolution machte der Herrlichkeit ein Ende, und es hätte Jeanne heute sicher erfreut zu hören, dass und wie die kubanische Jugend derzeit gegen das repressive Regime aufbegehrt. Doch Matante Jeanne, wie sie auf Kreolisch hiess, wo das Pronomen mit dem Substantiv verschmilzt, interessierte sich eigentlich nicht für Politik. Sie starb in biblischem Alter, zeitgleich mit dem unrühmlichen Abgang des Befreiungstheologen Aristide, in den sie als Katholikin Hoffnungen setzte. Sie konnte erst beerdigt werden, als

Strassenunruhen und gewaltsame Proteste abflauten.

Die Karibik ist ein Flickenteppich, ein Puzzle, dessen von Europas Kolonialmächten hinterlassene Bausteine nicht zusammenpassen.

Kuba und Haiti sind durch Welten getrennt, obwohl sie dicht beieinanderliegen – die Windward-Passage, wo Piraten spanischen Galeonen auflauerten, ist so schmal wie der Ärmelkanal. Haiti, einst Frankreichs lukrativste Kolonie, erkämpfte im Zuge der Französischen Revolution seine Freiheit und Unabhängigkeit, als die Ex-Sklaven zu den Waffen griffen und eine von Napoleon entsandte Armee vernichtend schlugen. 1804 tauften sie die Kolonie Saint-Domingue auf ihren alten indianischen Namen. Der Staatsgründer Dessalines aber wurde von seinen Offizieren ermordet, ähnlich wie der kürzlich noch amtierende Präsident Jovenel Moïse, der am 7. Juli einem noch ungeklärten Attentat zum Opfer fiel. Haitis Geschichte ist mit Blut geschrieben, und weder die US-Okkupation

von 1915 bis 1934 noch die Entsendung von über zehntausend Blauhelmsoldaten haben daran etwas zu ändern vermocht.

Tradition politischer Gewalt

Kuba hingegen wurde als letztes spanisches Territorium erst 1898 unter amerikanischem Druck unabhängig und war schon vor Castros Machtergreifung ein entwickeltes Land mit Strassen, Schulen und Hospitälern, Elektrizitäts- und Telefonnetz – anders als Haiti, wo heute noch ständig der Strom ausfällt. Havanna war und ist die Kulturmetropole der Karibik, aber nach sechzig Jahren pseudosozialistischer Misswirtschaft ist die Bausubstanz so marode, dass Barockpaläste und Jugendstilvillen in Trümmern liegen: Nicht nur Tropenregen, auch abstürzende Mauersteine bedrohen die Bewohner.

Gegen diese und andere Missstände gehen die Kubaner auf die Strasse: Aber noch ärgerlicher als Versorgungsengpässe ist die permanente Gängelung und Bevormundung durch die allein herrschende Partei, die den in der Alphabetisierung und im Gesundheitswesen

erzielten Fortschritt zunichtemacht. Nach dem Ausscheiden der Castro-Brüder hat das Regime jede Glaubwürdigkeit verloren, und ohne die Deviseneinnahmen durch den Tourismus wäre die Kommandowirtschaft längst kollabiert. Ich erinnere mich, wie die Dekanin der Fakultät mir mit spitzen Fingern eine Tüte mit sechzehn Dollar übergab, Spitzengehalt für einen Lehrauftrag an der staatlichen Universität und gerade genug, um in dem Billighotel, wo ich logierte, Ravioli zu essen.

Nicht bloss in Haiti, auch auf Kuba hat die politische Gewalt Tradition, aber nur die wenigsten wissen, dass ihr einstiges Idol Che Guevara Hand anlegte beim Erschiessen angeblicher Konterrevolutionäre und Homosexuelle zu internieren befahl, weil diese «die Reinheit der Revolution beschmutzten». Ob kubanischer Polizeistaat oder Staatszerfall in Haiti, das Interesse der USA am Schicksal der Karibik war schon grösser. So hat das State Department angekündigt, Bootsflüchtlinge beider Länder auch gegen deren Willen postwendend in die Heimathäfen zu repatriieren.

Ein Flickenteppich

Die Karibik ist ein Flickenteppich, ein Puzzle, dessen von Europas Kolonialmächten hinterlassene Bausteine nicht zusammenpassen. So ist die drittgrösste Insel, Jamaica, zwar von England geprägt, aber undenkbar ohne den aus Äthiopien stammenden Rastafari-Kult. Dagegen haben die Vereinigten Staaten sich Puerto Rico einverleibt, die Heimat der Cumberland-Sauce und der Piña colada, ohne dass die Insel wie etwa Hawaii einen Stern auf der Flagge bekam – hier stimmt das Klischee von der Karibik als versifftem «Hinterhof» der USA.

Französische Überseeterritorien wie Guadeloupe und Martinique sind Oasen der Ruhe im Vergleich zu Haiti oder Kuba, aber die Postkartenidylle täuscht. Hinter den Kulissen gärt es: Aus Paris entsandte «Békés», Beamte, Lehrer und Polizisten, sind nicht beliebt, aber die Unabhängigkeit ist keine ernsthafte Option, seit der Dichter Aimé Césaire, einst Sprachrohr der Négritude, für den Verbleib bei Frankreich votierte.

Gleichzeitig blicken die als indolent geltenden Kreolen mit Missgunst und Neid auf asiatische Einwanderer, meist Inder und Vietnamesen, die

schneller als sie den sozialen Aufstieg schaffen. Zuletzt kamen die Hmong, christliche Bergvölker aus Laos und Vietnam, die Gemüse anbauen im Dschungel von Französisch-Guayana, wo sich einst entlaufene Sklaven niederliessen und mit Resten der Arrawak genannten Ureinwohner vermischten. Am unteren Ende der Hierarchie aber stehen Bootsflüchtlinge aus Haiti, auch hier nur widerwillig geduldet, denn jede Minderheit hackt gern auf anderen Minderheiten herum.

Kultureller Reichtum

Gibt es Gemeinsamkeiten, die trotz aller Heterogenität die karibischen Inseln verbinden? Hier sind primär die kreolischen Sprachen zu nennen, kein Mischmasch aus Französisch und Spanisch, wie behauptet wird, sondern ähnlich wie Pidgin-English Idiome mit vereinfachter Grammatik und Syntax, die aus Afrika verschleppten Menschen zur Verständigung untereinander und mit ihren Aufsehern dienten, in Jamaica Patois, auf Curaçao Papiamento, in Guyana Takki-takki genannt (von Englisch «talk»). «Le créole est une belle petite langue», pflegte meine Tante Jeanne zu sagen: «Ich mag sie, weil sie die Dinge beim Namen nennt.»

Kehrseite der materiellen Armut Haitis wie der gesamten Karibik ist der kulturelle Reichtum, der, Staats- und Sprachgrenzen überschreitend, beim Karneval in Port-au-Prince und Port of Spain wie auch in New Orleans zu besichtigen ist. Es ist ein Schauspiel ohne Rampe, bei dem das Publikum zum Hauptakteur wird und nicht nur irdische Autoritäten, sondern auch Gott und Teufel befreiendem Gelächter aussetzt. Ähnlich grenzüberschreitend wirken Musik und Tanz, von der Meringue über Calypso, Mambo und Rumba bis zu Compa, Reggae und anderen Stilen, zu schweigen von Jazz und Blues, der zum gemeinsamen afrokaribischen Erbe gehört.

Dasselbe Lebensgefühl mit abruptem Wechsel von Jubel zu Trauer und Melancholie ist in Kunst, Malerei und Skulptur anzutreffen, wie sie in Kuba und Haiti blühen, sowie nicht zuletzt in der Literatur: Mit Saint-John Perse, V. S. Naipaul und Derek Walcott hat die Karibik drei Nobelpreisträger hervorgebracht, und mit diesem Hinweis soll es hier sein Bewenden haben.

Hans Christoph Buch lebt in Berlin. Er publizierte eine Romantrilogie zu Haiti bei Suhrkamp und 2020 «Robinsons Rückkehr» in der Frankfurter Verlagsanstalt.